

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1949

20 (15.10.1949)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 15. Oktober 1949

3. Jahrgang / Nr. 20

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Evangelium

(Zum Reformationsfest)

Christenlehr-Entwurf. Plan: B / II / 6

Wie weit sind die Arme Gottes ausgespannt?

Zu den erschütterndsten Szenen der Weltliteratur gehört jene Begegnung des Mörders Raskolnikow mit dem wegen Trunksucht entlassenen Beamten Marmeladow in dem Kneipenkeller (Dostojewskij, Schuld und Sühne). Es sind beide zertretene, ratlose, in ihren Schwächen dahintamelnde Naturen. Für die Welt sind sie „erledigt“. Not, Aufschwung und Zusammenbruch der Trinkerexistenz, das verzweifelte Wehren, die verderblichen Zwänge, die vernichtenden Niederlagen, die Zerstörung anvertrauter Menschen — nebenbei: Schon kennen wir wieder diese Tragödien! — sind hier mit dem Herzblut liebender Anteilnahme gezeichnet, Marmeladows Seele erhebt sich zu der Vision des Jüngsten Gerichts:

„Er, Er, der Einzige allein wird Richter sein! Er wird an jenem Tage kommen und fragen: Wo ist die Tochter, die für die böse, schwind-süchtige Mutter und den Geschwistern den Weg der Schande ging? Wo ist sie, die ihrem unnützen, trunksüchtigen Vater Mitleid zeigte?“ Und er wird antworten: „Komm, alle deine Sünden seien dir auch jetzt vergeben; denn du hast geliebt!“ . . . Und dann wird Er zu uns sprechen: „Kommet auch her zu mir, tretet heraus, ihr Trinkerchen, tretet heraus, ihr Schwachen, tretet heraus, ihr Sanften!“ Und wir werden alle hinausgehen, ohne zu zögern, und werden vor ihn hintreten; und Er wird sprechen: „Ihr Schweine, Ebenbilder des Viehs! Doch kommt trotzdem alle her zu mir!“ Und die Weisen und Klugen werden sprechen: „O, Herr, warum nimmst du diese da auf?“ Und er wird antworten: „Ich nehme sie darum auf, o ihr Weisen, darum nehme ich sie auf, ihr Klugen, weil

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: B/II/6. Handr. f. d. Predigt: Reformationsfest. Schülergottesdienst am Ref.Fest. (22. So. n. Tr. entfällt). — Aussprache: Bem. z. d. Thesen d. Theol. Sozietät in Baden v. 16. 6. 49. Zur Erneuerung der Liturgie in Baden. — Berichte: Zur Frage der Mitarbeit der Gemeinde an den praktischen Aufgaben der Jugend- u. Gefährdetenfürsorge. Spannungen zwischen den Geschlechtern und den Generationen. — Buchbesprechungen.

ein jeglicher von ihnen seine eigene Unwürde erkannt hat.“ Und Er wird uns allen seine Hände entgegenstrecken, und wir werden alle vor ihm auf die Knie niederfallen . . . und wir werden weinen, und wir werden alles verstehen . . . Alle werden verstehen, Herr, Dein Reich komme!“

Stimmt das? Sagt Gott: Kommet her, ihr Schweine? Sind die Arme Gottes so weit ausgespannt?

Der Weg der Anzählung

Die ganze Welt sagt darauf Nein! Und in uns drinnen sitzt eine ganz starke, dunkle Gewalt, die sagt ebenfalls Nein!

Nein, sagt der Heide: Die Gottheit will bezahlt sein für ihre Gnade! — Darum die mannigfaltigen, mit tödlichem Ernst durchgeführten Mühen des Heidentums, seine Opfer, Kasteiungen. Nein, sagt der Idealist: „Wer immer strebend sich bemüht / den können wir erlösen!“ Es gilt, bestimmte Stufen zu erklimmen. Wenn auch nicht die ganze Höhe erreicht wird, so wird doch von bestimmten Stufen ab die Gottheit sich erbarmen und mit ihren Flügeln weitertragen. Nein, sagt der Katholik, und erfindet ein kluges System im Tridentinum, wie die „merita de congruo“ die Gnade „ankurbeln“, mit deren Hilfe man dann die „merita de condigno“ schafft. Sei dem wie ihm sei, jedenfalls ist irgendwo in der katholischen Gnadenehre die Mitwirkung, das Verdienst des Menschen eingebaut.

Darum geht der Luther in das Kloster, als ihm die Frage nach Gottes Gnade brennend geworden ist. —

Es war ein schwerer Weg im Kloster. Nicht die Gottesdienste, die Übungen, die Verzichte, die Hinopferung von Leib, Seele und Geist sind damit gemeint. Das hat Luther noch mit Freuden getan. Schwer wurde es für ihn eigentlich erst, als er erkannte, daß er drei Dinge mit ins Kloster genommen hat, ja, nehmen mußte: den pharisäischen Hochmut. (Wer diesen Weg der Verdienste geht, wird immer auf die anderen herabsehen, die ihn nicht gehen! Vgl. Luk. 18, 11); die Sünde. (Die hockt oft genug im Edelsten drinn, das der Mensch tut. Die Selbstliebe sitzt drinn wie die Made in der süßesten Birne. Man sagt „Gott“ — und meint sich, sein Heil, seinen Frieden); die Angst. (Wer kann Gott genug tun?! Wer kann sagen: Jetzt ist es erreicht!? — O diese schrecklichen Lutherängste!).

Geschenkter Neuanfang

Was sagt Jesus?

Jesus schenkt die Gnade Gottes! Umsonst!

Es ist kein Zweifel. Am klarsten wird es Joh. 8, 1 ff. Jesus stellt diesen Menschen einfach in die Gnade Gottes hinein. Er stellt kein Kreuzverhör an nach Buße, Reue, seelische Bereitschaft. Für die Frommen kommt der Freispruch Jesu ärgerlich früh und unbegründet. Aber Jesus öffnet den Menschen einfach aus Gnaden Neuland, von der Sonne Gottes beschienenes helles Neuland mit der Einladung, hinfort darin zu leben! Und das andere, das Alte, Böse, Gemeine? Es ist abgetan und nie geschehen!

Das ist keine Ausnahme, was mit der Frau geschieht. Was Luk. 7 erzählt wird, ist nur der II. Teil der Begegnung Jesu mit der „großen Sünderin“; unverständlich ist diese Bezeugung der Dankbarkeit und der Liebe ohne den I. Teil: den Empfang der freien Vergebung. — Der Hirte geht aus, das Schaf zu suchen, Luk. 15, 4. Jesus sucht Levi, nicht Levi

Jesus, Mark. 2, 14. Es ist der Weg Jesu „zu suchen und selig zu machen, was verloren ist!“ „Da wir noch Feinde waren . . .!“, so beschreibt Paulus den Sachverhalt. Gottes Arme sind tatsächlich weit ausgebreitet. Mit Dostojewskij: Er spricht tatsächlich: „Kommet her zu mir, ihr Schweine!“

Leben und Werk Jesu wird im Neuen Testament gerne als „Weg“ kurz zusammengefaßt. Gemeint ist dann der Weg vom Himmel zur Erde, über die Erde zum Kreuz, mit dem österlichen Sieg zurück und empor zum Vater. Womit hat die Welt diesen „Weg“ verdient?! Alles beginnt mit der freien, grundlosen Gnade. Alles beginnt in den Anfängen, die Gott selbst gibt!

Letzter Ausdruck der Gnade Gottes: Jesus hängt am Kreuz für uns! Als Luther diese Botschaft des Kreuzes erkannt hatte, ging er aus dem Kloster und wurde „evangelisch“. D. h. Verkünder der freien Gnade Gottes. — Nun war der Pharisäismus weg! Jeder lebt ja nur von Gnade! — Nun war die Sünde bedeckt! „Denn wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.“ (Röm. 5, 20). Unsere Sünde ersäuft in der meerestiefen Gnade Gottes! (Wie bei der Wehrmacht die chinesische Tusche der Schreibstube die im Soldbuch des Soldaten eingetragenen Verfehlungen und Strafen im Begnadigungsfalle auf immer unleserlich macht!). — Nun war die Angst weg! Der Mensch lebt ja nicht mehr von seiner Tat, sondern von der im Kreuz Jesu bezugten Vergebung Gottes. Fröhlichkeit, Frieden und Freiheit eines „Christenmenschen“ entstehen.

Das Neue Testament ist tatsächlich evangelisch, nicht katholisch.

Es gibt schöne Veranschaulichungen dieses Gnadenhandelns Gottes. Der junge Gandhi gesteht seinem Vater den Diebstahl; schreibt seine Beichte auf ein Papier, das er überreicht. Den Vater trifft es schwer. Aber — er zerreißt das Papier. („Mein Leben“, Insel-Verlag; vgl. Baun-Haug 1927). — Albert Schramm ist schuld an dem schweren Unfall des kleinen Bruders. Vom Hausarzt — er sah aus „wie der liebe Gott“ — erwartet er den Ausstoß in die Finsternis. Doch der legt dem Zerschmetterten nur lind die Hand auf die gequälte Stirn: „Wir dürfen hoffen! Er lebt!“ („Der Innere Kreis“, meisterhaft erzählt). Und sofort brechen alle guten Kräfte auf in den Begnadigten!

Gnade ist Macht

Müssen wir nun Angst haben, daß es in Gottes Reich und Kirche „schweinish“ zugeht, wenn sogar „Schweine“ geladen werden? Wer so denkt, kennt nicht die Macht der lebendig und persönlich erfahrenen Vergebung. Sie allein kann überhaupt Sünde überwinden! — Man lese oder erzähle jetzt doch ja den schönen Bericht „Der Dieb“ aus dem Sonntagsblatt (26. 6. 49). Hier wird es ohne Abstraktion verständlich.

Verggebung hat Gott täglich für dich bereit! Du bist gefragt, ob du aus ihr und in ihr leben willst!! Sie ist das Leben, das andere ist der Tod.

Rudolf Bössinger.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

Reformationsfest 1949: 1. Kön. 18, 21

Reformationsfest 1949! Unter welchem Gesichtspunkt soll es gefeiert werden? Denn so gewiß das Anliegen der Reformation, weil es den Kernpunkt der Schrift trifft, überzeitlich ist wie diese, so gewiß ist doch auch

die Tatsache, daß zu verschiedenen Zeiten auch Verschiedenes am Werk der Reformatoren besondere aktuelle Bedeutung gewinnt. — Es wird die Aufgabe der Predigt sein, nicht im Historischen stecken zu bleiben. Wir laufen sonst Gefahr, „der Propheten Gräber zu schmücken“, uns auf billige Weise in die Brust zu werfen mit dem, was — die Väter getan und geglaubt und geopfert haben. Das Interesse der Gemeinde für das Nur-Historische ist gering, hat zudem leicht den Geruch des Vergangenen. — Wir wollen es uns auch nicht zu leicht machen und an diesem Tag den „protestantischen Zorn“ spielen lassen gegen die „Verderbtheit der katholischen Kirche“. Denn der Katholizismus, wie ihn unsre Gemeinden kennen, ist ja nicht einfach der Katholizismus zur Zeit Luthers, er hat viel dazu gelernt, auch von der Reformation. Und erst — wie auf dem Truppenübungsplatz — einen „Feind aufbauen“, um ihn dann im Gefühl eigener Überlegenheit zu erledigen, wäre eben doch nur ein billiges „Manöver“ und bringt keinen Hörer innerlich weiter.

Reformation ist ja im letzten Grunde Bußruf, ein Zurückerufen von mancherlei menschlichen Wegen und Abwegen auf den einen Weg, der Christus heißt.

In der vierten Reihe unseres Perikopenbuches ist eine Fülle von Texten vorgeschlagen, die alle die verschiedenen Hauptanliegen der Reformation zum Inhalt haben: Die rechte Freiheit, Gottes Wort, Christus. Jeder Prediger entscheide: In welcher Gefahr steht meine Gemeinde, wozu hat die Kirche der Reformation heute besonders zu rufen? — Unter den verschiedenen Vorschlägen folgt unsere Meditation dem ersten: 1. Kön. 18, 21: Rufer zu klarer Entscheidung!

I. Situation des Textes

Über dem alttestamentlichen Volk liegt ein schweres nationales Unglück: Jahrelange Trockenheit, schwere Dürre, die sogar den König persönlich auf die Beine gebracht hat (Vers 5 f.). Die alte Frage: Unglücklicher Zufall oder Heimsuchung, Gericht? Manche ahnen wohl: Die Hand des Höchsten ist im Spiel, aber sie wagens nicht, gegen den Strom zu schwimmen. Einer wagts (wie Luther), „der Katze die Schelle anzubinden“: Vers 21! „Da trat Elia zu allem Volk“. Unter dem offenkundigen Gericht soll alle Zweideutigkeit verschwinden. Entweder — oder; Rufer zu heiliger Entschiedenheit! Wer ist Baal? Damals: Der Gott aus Blut und Boden, Personifizierung der ewigschaffenden Lebenskraft, sinnenfroh, den Menschen leicht eingängig, der Gott des „Leben und Lebenlassen“. Aber Baal ist nicht nur Objekt der Religionsgeschichte. Er regiert zu allen Zeiten. Er ist der Gott nach dem Herzen — des Menschen. Dem man Opfer bringt, nur nicht sich selbst. Es ist der unverbindliche Gott, den man zwar nicht leugnet, aber der einem „vom Leibe bleiben“ muß. Der Gott, der die selbstverständliche Pflicht hat, zu unserem Wollen Ja zu sagen, unsre Taten zu segnen und uns im übrigen in Ruhe zu lassen. Erkennen wir, wie dieses „Hinken“ die Versuchung aller Zeiten ist, wie es auch unter christlicher Form fröhlich weiterlebt? Überall da, wo man sich den Dienst der Kirche als „Zeremonienmeisterin“ gefallen läßt, herrscht im Grunde Baaldienst.

Wer ist aber der Gott der Bibel, der Vater unseres Herrn Jesu Christi? Nicht der „Herrgott“, dem man gewissermaßen vertraulich auf die Schultern klopf, aber Gott der Herr! Der Allgegenwärtige, der

Heilige, der Richtende, der seiner nicht spotten läßt. Vor dem 1000 Jahre nur sind wie ein Tag, vor dem wir nur ganz klein bekennen können: „Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen“ (Psalm 139). Dieser Gott braucht nichts aus unsrer Hand, aber er beansprucht unsre Hand und unseren Willen und unser Herz. Aber dieser Gott enttäuscht uns auch nicht wie die selbstgemachten Götter, er hält seinen Knechten die Treue, wie Elia es erleben durfte. Und können wir ihn auch nicht greifen und be-greifen, im Wirken tut er sich als der Lebendige kund (Vers 38 f.).

II. Luther und die Reformation

„Da trat Elia zu allem Volk . . .“ Könnten wir statt Elia nicht den Namen Luthers einsetzen? Was war Luther anders als ein Rufer zur heiligen Entschiedenheit? Gewiß mit heißem Herzen und scharfem Auge hat er damals die Mißstände gesehen und bekämpft. Es wäre kein Schade, unseren Gemeinden vor Augen zu führen, was wir der Reformation verdanken auch auf politischem, wirtschaftlichem, geistig-kulturellem und gesellschaftlichem Gebiet. Letzter Anstoß und letztes Ziel seines Auftretens aber war, aus dem „Sowohl-als-auch-Christentum“ (Christus und die Heiligen; Gnade und Werke; Schrift und Tradition) auf den Weg der ausschließlichen Christusherrschaft zu rufen. Darum immer wieder das anstößige „nur“ und „allein“. Diesen Kampf um die alleinige Ehre Christi hat er zuvor bei sich selbst durchgekämpft. These 62: „Der rechte, wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes“. Und vor die bluternste Entscheidung gestellt (1521) — war er bereit, auch die Konsequenzen auf sich zu nehmen: „Nehmen sie den Leib . . .“

III. Die Kirche der Reformation heute

Auch unser Volk kommt aus großer Heimsuchung. Viele waren hellhörig geworden. Viele hatten es auch wieder gelernt, als ihnen alles zerschlagen war, sich auf den unsichtbaren Gott allein zu verlassen und ihm nachzuwandeln. — Aber die „Schrecksekunde“ ist vorbei. Und schon beginnt wieder das Zurückfallen, das „Hinken auf beiden Seiten“. Das heißt ja noch nicht gottlos werden. Aber man verläßt sich doch wieder lieber auf andere Götter, die einem greifbarer erscheinen. Es ist ja nicht Erfahrung der Einzelgemeinde, sondern das Gesamtbild, das im Bericht des Oberkirchenrates an die Landessynode 1948, Abschnitt I g, festgehalten ist: „ . . . Und doch kann von einer tiefgreifenden, geistlichen Bewegung, wie sie unter dem deutlichen Reden und Gericht Gottes erhofft wurde, nicht gesprochen werden. Die Not hat viele nicht zur Buße und zum Glauben, sondern zur inneren Verhärtung und zum Zweifel an Gottes Gerechtigkeit und Güte geführt.“

Es ist nur die Befolgung der biblischen Linie, und d. h. auch der Linie der Reformation, wenn die Kirche der Reformation immer wieder vor das Volk hintritt — und heute, da ein Neuanfang gemacht werden soll, erst recht — und wie Elia, wie Luther nicht müde wird, zu mahnen und zu rufen: „Wie lange hinket ihr auf beide Seiten?“

„Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber . . .“ Vieles muß getan werden, soills besser werden in unserem Volk. Aber unsere Aufgabe, auch auf die Gefahr hin, unbequem und lästig zu werden (Elia und Luther wurden sicher auch nicht als bequeme Zeitgenossen empfunden): „Eins ist not!“

Was im politischen Spiel der Kräfte höchstens Geschick sein mag: den goldenen Mittelweg der Kompromisse zu gehen, da, wo es sich um der Seelen Seligkeit, um die Wahrheit und um die letzten Lebensgrundlagen geht, muß es bezeugt werden: „Es ist in keinem anderen Heil . . .“ Nicht aus Freude an der entstehenden Verwirrung (Vers 17 f), sondern aus heiliger Verantwortung.

Wird der Ruf gehört werden? Bei Elia bedeutsam: „Und das Volk antwortete ihm nichts“. Vorsichtig und wetterwendisch, nicht ja und nicht nein. Im Grunde steht er allein.

Bei Luther: Ihm wurde Antwort aus dem Volk, reichlich und mannigfaltig. Aus dieser „Antwort“ auf seinen Ruf schöpfen wir noch heute. Und daraus wuchs viel Segen.

Daß auch wir nicht überdrüssig werden, diesen Ruf zu heiliger Unterschiedenheit uns immer wieder sagen zu lassen und — weiterzugeben.

Lesung: Entweder Matth. 10, 34—39 (Perikopenbuch) oder Luk. 14, 16—24 (Einladung zum großen Abendmahl). Herbert Unholtz.

Schülergottesdienst am Reformationsfest: Röm. 1, 16 oder Röm. 5, 1

Liebe Kinder! Ihr habt euch am Werktag im Gotteshause versammelt, weil wir evangelischen Christen heute einen Festtag haben. Wir feiern nicht den Tag irgend eines Heiligen, aber wir danken heute dem Herrn Christus dafür, daß Er uns vor über 400 Jahren durch seinen treuen Diener Martin Luther sein teures Wort, sein liebes Evangelium neu geschenkt hat. Und ihr wißt, unserer evangelischen Kirche geht es allein um dieses Evangelium unseres Heilandes.

Gottes Wort ist älter als Martin Luther. Aber bevor Martin Luther kam, wußten die Menschen nicht mehr viel von diesem Evangelium. Menschenworte hatten das Gottes-Wort zugedeckt. Es ging dabei diesem Gotteswort wie den Häusern in einem Tal, wenn sie von einem Berg-rutsch zugedeckt werden. Aber der Herr Christus hat Martin Luther gerufen und ihm seinen Heiligen Geist gegeben, daß er dieses Gotteswort wieder ausgrabe. Denn Gotteswort ist wichtiger als Menschenwort. Ohne das Wort Gottes könnten wir nicht selig werden. Viele Menschen schämten sich damals des Evangeliums. Luther hat sich dessen nicht geschämt. Er hat es mit dem Apostel Paulus gehalten, der gesagt hat: „Ich schäme mich . . .“

Aber, was ist denn das Evangelium? Das Evangelium ist das Wort Gottes. Und weil Jesus Christus selber das Wort Gottes ist, können wir auch sagen: der Herr Jesus Christus ist das Evangelium. Als der Herr Christus noch auf Erden war, konnten die Menschen das Evangelium nicht nur hören, sie konnten es auch sehen.

Und nun sagt der Apostel Paulus: das Evangelium ist eine Kraft. Davon wußte Martin Luther viel zu sagen. Das Evangelium ist eine Kraft, die uns selig machen kann. Nur das Evangelium ist Kraft.

Aber haben nicht auch die Menschen Kraft? Sie können doch große Städte bauen, sie können mit Flugzeugen in der Luft fliegen. Sie können reißende Ströme zähmen und sie zwingen, ihnen Licht und Kraft zu geben, ihre Maschinen zu treiben. Und können sie nicht vieles andere mehr? Die Menschen haben schon Kraft, aber nicht nur eine gute, auch

eine böse. Sie können nicht nur Städte bauen, sie können sie auch zerstören. Sie können mit ihrer Kraft andere Menschen töten. Vor allem junge Menschen meinen, daß sie viel Kraft hätten. Wenn ihr aber älter werdet, müßt ihr erkennen, daß wir gar nicht so starke Leute sind, wie wir immer wieder tun und sagen. Wir können mit unserer Kraft vieles leisten. Aber noch mehr ist, was wir nicht können, weil wir ohnmächtig sind. Die Menschen sind mit ihrer Kraft wie Blumen, sagt Gottes Wort. Am Morgen blühen sie noch, am Abend aber sind sie schon verwelkt und dürr. Es gibt so vieles, was stärker ist als der Mensch. Wir wollen jetzt nur an zwei Herren denken, die viel stärker sind als wir.

Der eine Herr heißt: Sünde. Woran könnt ihr merken, daß die Sünde stärker ist als ihr? Wenn ihr eine Sünde getan habt, könnt ihr sie nicht mehr ungeschehen machen. Ihr könnt euch anstrengen wie ihr wollt, sie weicht nicht. Ihr könnt ziehen, ihr zerreißt sie nicht. Denn sie ist wie ein dickes Seil. Aber warum können wir keine Sünde zerreißen? Weil jede Sünde Sünde ist vor dem Heiligen Gott. Gott aber können wir nicht zwingen. Er schreibt jede Sünde in sein Buch. Da steht sie. Wir können sie nicht mehr auswischen, wie man eine falsche Rechnung von der Tafel wischt. Und nun gibt es keinen Menschen, über den Gott nicht sehr viel in seinem Buche stehen hätte. Nicht nur böse Dinge, die wir tun, auch böse Worte, böse Gedanken, die Gott sieht, weil er in uns hineinschauen kann. Wir tun alle nicht, was Er will. Und weil wir es nicht tun, sind wir alle schuldig vor Ihm. Eine Geldschuld, die wir bei anderen Menschen haben, können wir wieder zurückzahlen. Die Schuld bei Gott aber nicht, auch wenn wir alles Geld, das es auf der Welt gibt, vor Ihn hinlegen. Auch nicht, wenn wir uns vornehmen, keine Sünde mehr zu tun. Auf einmal ist doch wieder ein wüstes Wort, ein böser Gedanke da. Gerade, wenn wir meinen, wir täten keine Sünde mehr, sündigen wir am meisten. Denn wir sind hochmütig, wenn wir das meinen. Und Hochmut, so hat Martin Luther gesagt, ist vor Gott die Königin der Sünden. Gott aber ist ein heiliger Gott, der Sünde ernst nimmt. Wieder sagt uns Luther: Der Heilige Gott zürnt über die Sünde, und will sie aus gerechtem Urteil zeitlich und ewig strafen. Was können wir da tun? Da können wir gar nichts tun. Wenn Gott uns nach unseren Sünden straft, fahren wir alle miteinander in die Hölle. Wehe uns dann!

Und der andere mächtige Herr, den wir nicht zwingen, heißt: T o d ! Wenn einer eine schwere Krankheit hat, verschreibt der Arzt eine Medizin oder Pillen. Er muß Umschläge machen. Gegen den Tod aber hilft keine Medizin, keine Pillen und keine Umschläge. Kein Mensch kann machen, daß wir nicht sterben. Auch die n ä c h s t e n Menschen nicht. Der Tod ist stärker als der stärkste Mensch. Er ist ein grimmiger Feind, der uns alle besiegt. Da sehen wir, wie arme Menschen wir sind.

Aber gibt es denn gar keine Hilfe gegen die Sünde und den Tod? Wir Menschen haben keine. Aber Gott kann helfen. Aber hilft Er uns, wenn Er uns doch zürnt? Ja, sagt Gott, ich helfe euch. Ich habe euch schon geholfen. Dazu habe ich meinen lieben Sohn, den Heiland gesandt, daß er euch helfe. Und Er hat schon geholfen. Er ist stärker als Sünde und Tod. Er hat mit der Sünde gekämpft in seinem Leben und hat sie stets besiegt. Und Er hat am Kreuz mit ihr gekämpft und hat sie erst recht besiegt. Dort wurde die Sünde völlig geschlagen. Aber noch war

der Tod, Der jubelte, als man den Sohn Gottes ins Grab legte: ich bin doch stärker als er. Aber dann kam der Ostertag und der Heiland ist auferstanden. Der Tod konnte Ihn nicht behalten. Er hat auch den Tod besiegt. Da sehen wir also: das Evangelium, unser Herr Jesus Christus ist Kraft. Eine Kraft Gottes, sagt Paulus, stärker als Sünde und Tod.

Was bedeutet das aber für uns? Der Heiland ist nicht für sich, sondern für uns gestorben und auferstanden. Darum dürfen wir uns freuen und fröhlich sein. Und Evangelium heißt ja auch: freuet euch, ihr Menschen alle, freue sich wer immer kann. Und heute läßt uns der Herr Christus durch seinen Diener Martin Luther zurufen: freuet euch, eure Sünden sind vergeben. Ich habe sie getragen und den Tod besiegt. Gott hat euch, die ihr böse seid, trotzdem lieb, weil ich euch lieb habe. Eure Schuld ist durchgestrichen. Ich habe sie bezahlt. Ihr seid Gott recht, obwohl ihr ganz und gar nicht recht seid. Ihr dürft Kinder Gottes und Er will euer Vater sein. Ihr dürft ein Herz zu Ihm fassen. Er ist nicht mehr gegen euch, sondern für euch. Ihr müßt nicht zur Hölle fahren. Ist es nicht froh, dieses liebe Evangelium, das uns sagt: Gott, der Heilige, verdammt euch nicht, wie ihr verdient, sondern Er nimmt euch als seine lieben Kinder an? Darum darf euch auch der Tod nicht behalten. Ihr dürft einmal mit dem Vater ewig leben.

Aber nicht für alle Menschen gilt das. Das gilt nur für die, die da glauben, sagt der Apostel. Und was heißt denn glauben? Glauben heißt einfach: gut die Ohren aufmachen und es hören mit diesen Ohren, und dann nicht nur mit den Ohren, sondern mit dem Herzen, das Gott selber uns auf tun will, und es sich sagen lassen: daß Jesus Christus unser Heiland ist, der uns die Sünden vergeben hat und immer wieder vergibt, der den Tod für uns besiegt hat. — Ihr habt nun gehört, daß der heilige Gott euch nicht zur Hölle fahren lassen will, sondern daß ihr seine lieben Kinder seid und Er euer lieber Vater sein will. Und nun sollt ihr nicht fragen: ist das auch wirklich wahr? Sondern ihr sollt sagen: ei, lieber Vater, wenn du es mir sagst, dann muß es wohl wahr sein. Ich will es mir sagen lassen und nicht zweifeln und nicht daran rütteln. Denn du kannst mich nicht anlügen. Ich will dein liebes Evangelium nicht mehr aus dem Herzen lassen. Ich will es festhalten, so wie ich ein Geldstück festhalte, das mir die Mutter gibt und sagt: verlier es ja nicht. Seht, das ist Glaube. Dieser Glaube spricht mit Martin Luther: „Ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr . . .“

Wo solcher Glaube ist, da macht uns der Heiland zu frohen Menschen. Da macht Er dann auch, daß bei uns vieles anders wird, als es war. Wo Er ist, da darf man auf einmal die Wahrheit sagen, wo man vorher so oft gelogen hat. Da darf uns der Teufel nicht immer wieder unterkriegen. Der Herr Christus gibt Acht auf uns und spricht zum Teufel: dies Kind gehört mir, nicht dir. Laß ab von ihm. Und wenn die Sünde wieder einmal stärker war als wir, dann dürfen wir doch in solchem Glauben zur Sünde sagen: Sünde, du kannst mir doch nichts anhaben, denn ich gehöre dem, der dich besiegt hat und mich selig macht. Ich bin doch Gottes liebes Kind. Und wenn der Tod einmal zu uns kommt, dürfen wir zu ihm sprechen: „Trutz Tod, komm her, ich fürcht dich nit! Mein Heiland nimmt mich zu sich in sein ewiges Reich. Dein Wüten und Zürnen, Tod, macht mir gar nichts, du darfst mich nicht

behalten. Ich gehöre Ihm.“ — Ist das nicht ein herrliches Evangelium, ihr Kinder, eine frohe Botschaft für uns sündige und sterbende Menschen? Wir wollen Gott danken, daß Er uns dieses Evangelium durch Martin Luther neu geschenkt hat. Luther sagte: eine Schande wäre es, wenn ich mich dieses Evangeliums schämen würde. Aller Welt will ich es sagen. Eine Schande wäre es, liebe Kinder, wenn wir uns dieses Evangeliums schämen wollten. Nein, wir wollen rühmen und loben, sagen und singen wollen wir davon, daß es alle hören, was für eine wunderbare Kunde, dieses Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi ist. Amen.

Oskar Sütterlin.

Eine Handreichung für die Predigt für den 22. So. n. Tr. entfällt

ZUR AUSSPRACHE

Bemerkungen zu den Thesen der Theol. Sozietät in Baden vom 16. Juni 1949

(Vgl. Beilage zu „Für Arbeit und Besinnung“, 1949 — Nr. 15/16)

ad 1) Der erste Satz der These 1 bedeutet eine unzulässige Verengung und Vereinseitigung. Wohl „trägt den Gottesdienst die Gemeinde, welche sich um das Wort versammelt“. Aber diese Beschreibung ist ungenügend. Dieselbe Gemeinde, die sich „um das Wort versammelt“, antwortet doch zugleich dem Wort in Anbetung, Bitte und Fürbitte. Sie tut dies in einer unauf lösslichen Einheit mit dem Hören des Wortes. Darum trägt diese hörende und antwortende Gemeinde den Gottesdienst (vgl. Luthers Torgauer Predigt). Im übrigen kann von einem rechten Verständnis der Liturgie her dieser Satz geradezu umgekehrt werden: nicht nur trägt die Gemeinde den Gottesdienst, sondern der Gottesdienst trägt die Gemeinde. Denn der wahre Gottesdienst ist immer „Gottes Dienst“ (opus Dei) und der wahre Liturg ist Christus selbst.

Die Verengung des ersten Satzes ist begründet in der Behauptung am Schluß des Abs. 2: „... denn nur das gepredigte Wort schafft die Gemeinde“. Abgesehen davon, daß in Satz 1 doch offenbar von der bereits vorhandenen Gemeinde die Rede ist, während hier die erst zu schaffende Gemeinde im Blickfeld liegt, muß dieses „nur“ abgelehnt werden. Ihm widerspricht eindeutig der neutestamentliche Befund ebenso wie die Erfahrung der missionarischen Praxis. Matth. 28, 19 zeigt deutlich, daß „konstitutiv (Grundlegend und erbauend)“ für das Werden der Gemeinde die leiturgia, martyria und diakonia ist, und zwar wiederum in unauf lössbarer Einheit. Die missionarische Erfahrung aber beweist, daß Gemeinde auf dem Missionsfeld dann wird, wenn zu dem lehrhaften Zeugnis die Feier der Sakramente und der Dienst der Liebe tritt. Der Getaufte selbst wird sich des Heraustretens aus den bisherigen Bindungen gerade durch die Taufe und die Teilnahme am Tisch des Herrn am deutlichsten bewußt. Es ist also umgekehrt: die These der Sozietät übersieht die „konstitutive Bedeutung“ des liturgischen (und diakonischen) Handelns und verengt sich auf das lehrhafte Zeugnis.

Gemeinde wird geschaffen allein durch den Hl. Geist, der sie sammelt, erleuchtet und heiligt, und sich dabei der Liturgie, der Martyrie und der Diakonie bedient, in denen sich Christus selbst durch Seinen Geist gegenwärtig setzt.

Die Reform der Verkündigung im engeren Sinn als Erneuerung der Predigt bleibt unbestritten. Aber gerade diese Erneuerung wird von der Liturgie her stärkste Impulse erfahren.

ad 2) Der Satz, daß „die Liturgie . . . ausschließlich dienende Funktion“ habe, ist eine Tautologie. Was soll „Liturgie“ anderes sein als „Dienst“? Wenn aber damit begründet wird, daß „z. B. der Kirchenchor der Gemeinde die Liturgie nicht abnehmen“ könne, so wird hier der Chor als „Teil“ von der Gemeinde gelöst, während er in Wirklichkeit unlösbares „Glied am Leibe“ mit der ihm besonders verliehenen Gabe ist. Er hat, so wenig wie ein Glied am Leibe, weder der Gemeinde etwas „abzunehmen“, noch in pädagogischer Absicht der Gemeinde „in guter und angemessener Form beispielgebend zu helfen“. Die Gemeinde ist „Leib“ mit mancherlei Gliedern, deren jedes seine besonderen Gaben hat. Dieser Leib als Ganzes handelt im Gottesdienst.

ad 3) Gerade die unzulässige Zerreißen von „Predigt“ und „Liturgie“ ist die Ursache des Verfalls der gottesdienstlichen Formen. Der Einsatz der Erneuerung muß eben darin bestehen, die Einheit von leiturgia und martyria (und diakonia) wieder zu sehen und wieder herzustellen. Diese Einheit ist biblisch und theologisch begründet und also legitim.

ad 4) Das Verlangen der „Rücksicht auf berechtigte Wünsche der Gemeinde“ ist dem Mißverständnis einer pädagogischen Abzweckung ausgesetzt, die der Liturgie völlig fremd ist. Das schließt nicht aus, daß um der Liebe willen und in seelsorgerlicher Weisheit Rücksicht genommen wird auf den Stand der Gemeinde und die ihr geschenkten oder noch nicht geschenkten Gaben. Insofern ist die Einheitlichkeit in den Riten und Zeremonien nach CA VII nicht Voraussetzung für die Einheit der Kirche. Wer aber „genügend“ (!) Freiheit — mit oder ohne Berufung auf CA VII — fordert, muß sich fragen und sich fragen lassen, inwieweit diese Forderung „von einer Auseinanderreißen von Form und Sinn bestimmt ist, damit in der Gefahr steht, die Liturgie, doch nicht nur sie, sondern auch die Condescendenz Gottes und die Inkarnation falsch zu verstehen“ (s. Buchholz, Vom Wesen der Gregorianik, S. 19).

Ludwig Dreher.

Zur Erneuerung der Liturgie in Baden

Der Wunsch nach Erneuerung der Liturgie ist in unseren Tagen durch die Erfahrungen in der Gefangenschaftskirche, die notwendige Eingliederung der Flüchtlinge aus anderen Landeskirchen, ferner durch das Zueinanderstreben der Evang. Kirchen in Deutschland und durch die Tatsache der Oekumene stark gefördert worden. In diesem Wunsch kommen offenbar etwa folgende drei theologisch legitime Anliegen zum Ausdruck:

a) Das Streben nach stärkerer Beteiligung der Gemeinde im Gottesdienst,

b) das Verlangen nach besserer Würdigung und häufigerer Spendung des Sakraments und

c) die Tendenz zu größerer liturgischer Einheit innerhalb der Ev. Kirche i. D.

Die praktische Diskussion über die einzelnen Verbesserungsvorschläge aber führt oft ins Uferlose, ihre Gründe sind selten durchschlagend, sie „schwimmen“, solange sie nicht bis ins Einzelne von einer klaren und festen Grundlage ausgehen, nämlich von einer deutlichen Erkenntnis der Gesichtspunkte, die bei der wesensgemäßen Gestaltung des evang. Gottesdienstes die entscheidende Rolle zu spielen haben.

Welches sind also die für die Liturgie maßgebenden Gesichtspunkte?

I. Unbestritten ist doch wohl der Ausgangspunkt: Gottesdienst bedeutet nach einem Ausspruch Luthers: Ein Reden Gottes mit uns in seinem Heiligen Wort und wiederum unser Reden mit ihm durch Gebet und Lobgesang. Darin liegt beides: Gottes Wort als das Primäre und unsere Antwort als das Sekundäre im Gottesdienst; jedenfalls wirkliches Geschehen, Dialog.

II. Umstritten ist vielleicht bereits der zweite Gesichtspunkt: Die Notwendigkeit der festen Form in der Liturgie, d. h. in diesem Dialog, der Gesichtspunkt der Tradition. Es gibt auch Gottesdienst in freier Improvisation aus der handelnden Gemeinde heraus (z. B. bei besonderen Anlässen, in kleinen Kreisen). Wir finden nun aber Liturgie vor als fixierte Form, welche sonntäglich wiederkehrend (nicht improvisiert) also über Zeiträume hinweg festgelegt ist. Damit wird sie uns von Jugend auf vertraut. Ferner ist sie auch räumlich übergreifend in vielen Gemeinden einer Kirche in gleicher Weise fixiert. Damit schafft sie innerhalb dieses Raumes ein Gemeinschaftsbewußtsein (beim Gottesdienstbesuch in anderen Gemeinden). Auch dieser Gesichtspunkt der Tradition ist offenbar ein legitimer Faktor der liturgischen Gestaltung. Denn einmal soll der ev. Gottesdienst als Gemeindegabe nicht aus dem freien Schaffen eines Einzelnen hervorgehen, sondern Allgemeingültigkeit besitzen. Zweitens aber soll die Liturgie auch nicht (wie etwa eine Dichtung) nur den Inhalt des augenblicklich vorhandenen geistlichen Lebens ausströmen (in Bekenntnis und Gebet), sondern sie soll die Gemeinde (einschl. des Pfarrers) zugleich beten lehren und erst recht zur rechten inneren Stellung und Haltung führen, wie etwa auch das Unser-Vater-Gebet als Norm unser Beten lenkt, — ohne deshalb alle anderen Gebete zu ersetzen!

Wir haben also nicht die Aufgabe, Liturgie aus dem Nichts zu schaffen; die räumliche und die zeitliche Bindung an die Gemeinde nötigt uns, die Tradition ernstzunehmen. Doch mahnt andererseits das Beispiel der Reformation — als bewußter zeitlicher Einschnitt in diese Tradition — sowie ihre grundsätzliche Stellungnahme in C.A. VII: (Einheitliche Zeremonien nicht notwendig zur Einheit der Kirche) — als bewußte Einschränkung der räumlichen Uniformität — zur Vorsicht im Gebrauch des Traditionsmotivs. Es darf niemals zum beherrschenden Faktor werden. — Das führt uns zum:

III. Gesichtspunkt: Erneuerungsfähigkeit der Liturgie. Jede Liturgie bedarf der ständigen Aneignung und deshalb der Überprüfung und Vergegenwärtigung. Wie alles Lebendige ist auch sie in stetem Wachsen und Sich-Wandeln. Das ergibt sich schon aus dem Wandel der lebendigen Sprache, deren sich die Liturgie bedient. Nur eine tote (z. B. lateinische) Kirchensprache ermöglicht eine durch Jahrtausende gleichbleibende

Gottesdienstgestalt. Jede Liturgie ist Menschenwerk und deshalb nie vor Entartung geschützt. Sie bedarf darum

1. der inhaltlichen Prüfung. Hierbei ist die richtige Fragestellung schon sehr entscheidend. Z. B. nicht: Was gefällt? oder was ist schön? sondern allein: Fördert oder hindert ein bestimmter Bestandteil die rechte evangelische Verkündigung und Anbetung, das rechte Bekenntnis und Gebet der Gemeinde? Fehlt etwa im Verlauf des Gottesdienstes ein Moment, das zu diesen Grundbestandteilen gehört, oder findet sich ein fremdes, unbiblisches, unevangelisches Element darin? — Weiter ist genau zu untersuchen: Warum fehlt uns oder stört uns dieses Stück, das früheren Generationen nicht gefehlt, sie nicht gestört zu haben scheint? Liegt das vielleicht an einer Änderung unserer Glaubenshaltung oder theologischen oder kirchlichen Stellung? (Z. B. Fehlendes Gemeindebewußtsein und Individualismus, mangelnde Sakramentswürdigung einer früheren Gemeinde? Oder mangelndes geistliches Leben und deshalb Rückzug auf autoritative, alte Formen heute?) So muß jedes Motiv zur Erneuerung oder Beibehaltung des „status quo“ nach dem Maßstab von Bibel und Bekenntnis auf seine Berechtigung geprüft werden. Es ist uns nicht erlaubt, etwas nur als „katholisch“ abzulehnen, oder als „lutherisch“ oder „altkirchlich“ einfach zu akzeptieren.

2. Die „formale“ Prüfung (nach Aufbau und Sprache usw.) kann von der inhaltlichen nicht reinlich geschieden werden. Doch meldet sich dabei ein wesentlicher Gesichtspunkt an, der bei der gegenwärtigen liturgischen Arbeit geradezu der „vergessene Faktor“ zu sein scheint. Er steckt schon in der ganz einfachen Frage: Geht unsere Gemeinde in diesen liturgischen Formen innerlich mit? Da dieser Frage oft das Mitbestimmungsrecht bei der Gottesdienstgestaltung abgesprochen wird aus Furcht vor liberalen und subjektivistischen Tendenzen, die den Gottesdienst den Stimmungen oder Lehrmeinungen des Kirchenvolkes bzw. des Pfarrers auszuliefern drohen, muß gerade ihr großes Gewicht sorgfältig erwogen werden. Zunächst ist festzustellen: An den vorher ausgesprochenen Grundsätzen über das Wesen des Gottesdienstes und der liturgischen Gestaltung auf rein biblisch-reformatorischer Grundlage wird nichts abgebrochen. Sie bleiben die maßgebenden Kriterien der Arbeit. Dann aber muß mit allem Nachdruck die wesentliche, oft entscheidende Bedeutung gerade der einen Frage bei aller liturgischen Umgestaltung und Überprüfung hervorgehoben werden:

Kann die Gemeinde in diesen liturgischen Formen von Herzen — „existentiell“ — mit Gott reden und handeln bzw. Gottes Reden und Handeln mit ihr unverkürzt und unverzerrt aufnehmen? Tut sie es faktisch oder warum tut sie es nicht? Diese Frage führt uns auf die vielleicht entscheidende Not innerhalb unseres ganzen kirchlichen, insbesondere unseres gottesdienstlichen Lebens. Dies ist die „Doppelgeleisigkeit“ des Lebens (Thielicke), d. h. die Tatsache, daß das kirchliche und religiöse Leben des Kirchenchristen auf einem doppelten Geleise neben dem Alltagsleben unverbunden her geht, anstatt zur umgestaltenden, regierenden Kraft des Alltags zu werden (nach Barmen 6, 2 c) . . . (Diese brennende Not spricht seit langem aus Buchtiteln wie „Religion und Leben“, „Christentum und Leben“, „Glaube und Leben“, „Religiöse Verwirklichung“). Der Mensch — als Einzelner wie in der Gemeinschaft —

geht nicht mehr als ganzer mit in der Teilnahme am Gottesdienst, er wird nur noch in seiner „religiösen Sphäre“ als einer „besonderen Provinz im Gemüte“ in Bewegung gesetzt. Beim Verlassen des Gotteshauses schaltet man wieder um von „religiös“ auf „weltlich“ (Thielicke). Es fehlt gleichsam die Kupplung zwischen beiden „Sphären“. So kann das „religiöse“ Leben, die kirchliche Aktivität und Beteiligung der — in so einseitiger Weise bewegten — „Gemeinde“ auf höchsten Touren laufen wie ein Motor ohne Belastung, aber „es geschieht nichts“. Das Wort „faßt nicht an“ auch in der Liturgie. Die Kupplung rutscht, der Wagen bleibt stehen, obgleich sich der Motor der kirchlichen Arbeit heißläuft (d. i. zu meist der Pfarrer!). Man hat sich in der Kirche weithin an diesen Zustand gewöhnt und empfindet ihn entweder gar nicht mehr oder betrachtet ihn als unvermeidlich. Daß er das nicht ist — und darum auch durch keine allzu raschen Theologumena vom „Ärgernis“ gerechtfertigt werden darf — beweisen die Stellen in der Christenheit, wo wirkliches Leben ist, wo sich das Alltagsleben noch bewegt, weil das Wort „faßt“. Dort ist der (vielleicht nicht immer kirchliche) Gottesdienst dann nicht ein sakrales Geschehen abseits vom Leben, sondern ein den ganzen Menschen in seinem Alltag erfassender Verkehr mit Gott (ausgeprägt in manchen christlichen Jugend- oder Gemeinschaftskreisen, vgl. auch Erfahrungen der Gruppenbewegung).

Diese Doppelgleisigkeit bedeutet in der Gottesdienstfeier nichts weniger als die Aufhebung des Wirklichkeitscharakters des gesamten gottesdienstlichen Bereichs. Die „frommen Worte“ der Kirche werden nicht mehr ernstgenommen. Man wertet sie, soweit man sie noch schätzt, nach ästhetischen oder intellektuellen Gesichtspunkten; man findet Predigt und Gottesdienst „schön“ oder auch „gedankenreich“; man kommt aber nicht in die Entscheidung vor dem lebendigen Gott.

Daß hier nicht nur eine zufällige Verfassung des heutigen Menschen vorliegt, sondern eine Gefahr, die jeden Kultus bedroht, geht wohl schon aus der prophetischen Kritik an der kultischen Verehrung Israels hervor. (Vgl. u. a. Matth. 15, 8). Der Kultus gewinnt ein isoliertes Eigenleben, das die totale Gottesbeziehung des Einzelnen wie der Gemeinschaft untergräbt. Insbesondere entartet der kultische Gottesdienst (a) zur Selbstrechtfertigung vor Gott: Man erfüllt seine gottesdienstliche „Verpflichtung“, „verrichtet“ (!) seine Andacht, sein Gebet als opus operatum, um damit vor Gott zu bestehen. Man kompensiert womöglich bewußt oder unbewußt damit die Sünden seines „profanen“ Alltags (vgl. Matth. 23, 14). Dieser Mißbrauch lebt nicht nur in Israel und im Katholizismus; er muß überall entstehen, wo der „Gottesdienst“ ein vom Gesamtleben isoliertes Eigenleben bekommt. Wir können ihn doch wohl an unseren Gemeinden mit kirchlicher Sitte beobachten. Weiter wird der Kultus (b) zur direkten Flucht vor Gott, zum Ausweichen vor der Entscheidung des Glaubensgehorsams in „erbauliche“ ästhetische Regionen. Wieviele Schlupfwinkel bieten unsere Gottesdienste dem sich vor Gott drückenden Ich, Gelegenheiten zur Flucht ins Unverbindliche, in Stimmung oder theologische Gedanklichkeit?! (Vgl. hierzu die Wirkung eines rechten Gottesdienstes in 1. Kor. 14, 24/25: Überführung des Zuhörers, gegenüber der Fluchtgelegenheit, die das unverständliche Zungenreden dem Ausweichenden bietet).

Hier liegt also eine Gefahr alles gottesdienstlichen Handelns vor. Darum muß nun mit Ernst gefragt werden: Was in unseren gegenwärtigen Gottesdiensten vergrößert die Gefahr und was kann sie herabsetzen? Folgende Einsicht scheint mir deshalb für jede liturgische Arbeit unerläßlich:

Alles, was den Abstand des gottesdienstlichen Lebens vom Leben im Alltag betont und verstärkt, verstärkt die unheilvolle „Doppelgeleisigkeit“, d. h. die Trennung zwischen „geistlichem“, bezw. gottesdienstlichem Leben einerseits und dem praktischen Gesamtleben, speziell dem Alltagsleben andererseits.

Dazu gehört zunächst alles Unverständene und Unverständliche in der Liturgie (in Ausdrucksweise, Formeln, Zeremonien), alles fremdartig klingende im Tonfall und Stil der Predigt, des Liedes und Gebets, ja selbst der „sakrale Raum“ an sich, je mehr die sakrale Absonderung betont wird (mystisches Kirchendunkel) und die sakralen Gewänder einschließlich des Talars. Es ist wohl unbestreitbar, daß das aufgezeigte Kultus-Mißverständnis in allen diesen Dingen immer neue Nahrung findet.

Der positive Wert all dieser liturgischen Elemente als Hinweis auf die Heiligkeit Gottes und als Ausdruck der Anbetung und Ehrfurcht ist damit nicht bestritten. Sie haben ihre rechte Bedeutung dort, wo sie wirklich als Ausdruck und Hinweis verstanden werden und aus echter Ehrfurcht und Anbetung, aus dem Glauben kommen (vgl. Röm. 14, 23 b). Wo das nicht der Fall ist, insbesondere bei liturgischen Gebräuchen oder Stücken, die der Aneignung durch die Gemeinde Schwierigkeiten bereiten, wird das betont „Sakrale“ notwendig eine Kluft zur Wirklichkeit aufreißen und so der Entartung des Gottesdienstes zu Selbstrechtfertigung und Lippendienst Vorschub leisten. In der liturgischen Arbeit der letzten Zeit scheint mir nur das Positive des „Sakralen“ gesehen zu sein — wohl aus einer gewissen Neigung zum „Objektiven“ im katholischen oder lutherischen Gottesdienst —. Für die nicht geringe Gefahr, die in allen diesen Objektivierungen steckt, die in der Bibel deutlich genug hervortritt und die die Reformatoren, speziell die reformierten Kirchen, zu ihrer Kultusform wesentlich veranlaßten, scheint heute der nüchterne Blick vielfach zu fehlen.

Während eine solche erstarrte „Liturgie“ in unlebendigen, traditionsgebundenen Gemeinden den oben aufgezeigten Mißbrauch fördert, kann sie bei lebendigen Gemeindegemeinschaften dazu führen, daß das echte geistliche Leben aus der Kirche auswandert und sich in kleinen Kreisen (Jugendkreisen, Gemeinschaften) eigene Formen sucht. Denn es kommt dann dazu, daß der Christ, dem die existenzielle Bedeutung der gottesdienstlichen Reden aufgegangen ist, den bedenklichen Eindruck hat, daß der Gottesdienst selbst in Sprache und Verlauf diesem existenziellen Gewicht der Sache nicht gerecht wird, d. h. seine eigenen Worte nicht ernst nimmt als Lebensworte, sondern sie als ehrwürdige Formeln oder bloße Stimmungs- oder Gedankenträger mißbraucht.

Versuchen wir nun, aus dem herausgestellten Gesichtspunkt einige praktische Konsequenzen zu ziehen.

Die liturgische Sprache muß so gegenwartsnah wie möglich sein. Das muß gegenüber der gleichfalls berechtigten Tendenz, durch überkommene liturgische Stücke (Unser Vater, altes Sündenbekenntnis beim

Hl. Abendmahl u. a.) die Einheit mit der Kirche der Väter sinnenfällig zu bezeugen, als Gegengewicht betont werden! Die Gebetssprache darf nicht wie noch weithin in den Agenden den Stil vergangener Jahrhunderte tragen, durch schwer zugängliche Ausdrücke und Wendungen belastet, die eben aus einer anderen Zeit- und Seelenlage erwachsen sind. Uns scheint zudem jede Unnatürlichkeit der Sprache in der gesamten Liturgie (gesungene Gebete, Monotonie oder Pathos), diese eben in jene Sphäre der Unwirklichkeit zu rücken, die der Tod des echten Gottesdienstes (als Begegnung mit dem lebendigen Gott) ist.

Die einzelnen liturgischen Stücke, Bekenntnisse, liturgischen Gemeindegesänge, Gebete und Lesungen müssen dem sprachlichen, gedanklichen und geistlichen Mitgehen des Christen zugänglich sein, der nicht als „Spezialist“ in den Liturgien der alten Kirche oder in der Sprache der Lutherzeit zu Hause ist. Es ist ernsthaft zu fragen, ob für die Lektionen nicht oft besser eine neuere Übersetzung gebraucht werden sollte, da der Luthertext beim einmaligen Hören selbst Gebildeten in vielen Partien (Episteln!) kaum verständlich wird. Die Gebete sollten auch inhaltlich den aktuellen Anliegen der Gemeinde ständig Rechnung tragen. Geht der Liturg im gottesdienstlichen Gebet (das evtl. de tempore festliegt) ständig an den Dingen vorbei, die die Gemeinde bewegen, so muß diese ihre großen Anliegen außerhalb des Gottesdienstes vor Gott bringen; sie wandert wenigstens innerlich aus der Kirche aus. Speziell das Schlußgebet nach der Predigt darf nicht stereotyp sein und von ganz anderen Dingen reden als die Predigt vorher. Ist ein Anliegen durch die Verkündigung der Gemeinde wichtig geworden, so muß sie es im Gebet vor Gott aussprechen; andernfalls ist das Gebet keine Begegnung dieser konkreten, erschütterten Gemeinde mit ihrem Gott, und es muß der Eindruck des zusammenhanglosen, ohne innere Beteiligung geschehenden opus operatum entstehen. Ebenso werden auch Lesungen, Kollekten und Lieder, die für jeden Sonntag des Kirchenjahrs fixiert sind, fast unvermeidlich als Bestandteile einer anderen Welt, einer sakralen Sphäre erscheinen, die jenseits unserer Alltags-Wirklichkeit steht. Die „Vergegenwärtigung“ des Heilsgeschehens im Kirchenjahr muß wirklich zu seiner Vergegenwärtigung, nicht zu seiner Entrückung in einen weltfernen, luftleeren — oder weihrauchgefüllten! — Raum werden!

Von dem Gesamtaufbau der Liturgie wünschen wir, daß eine schlichte Gemeinde ihm folgen kann. Die gerade erstrebte innere Beteiligung und Mitarbeit darf nicht durch einen Aufbau erschwert werden, der seine Motive überwiegend aus der Tradition oder rein gedanklicher Konstruktion nimmt. Auf eine zeitlich ermüdende Liturgie reagiert die Gemeinde bekanntlich in verschiedenen Landeskirchen so, daß viele Männer erst nach Beendigung des liturgischen Teiles erscheinen!

Die Symbolik in der liturgischen Handlung (Kirchenraumgestaltung, Gewänder, Bewegungen und Gesten) ist der Gefahr des Mißverständnisses und der Entartung besonders ausgesetzt. Die Kirchen der Reformation sind damit nicht umsonst sehr sparsam geworden. Es ist immer zu prüfen, wieweit ein Symbol verstanden wird und verstanden werden kann, oder wieweit es den Charakter einer „Zeremonie“ mit einem geistlichen Nimbus oder gar eines magischen Zaubers bekommt, der den Teilnehmer in eine „religiöse Scheinsphäre“ versetzt und ihn von der

realen Begegnung mit Gott dispensiert. Besonders ist zu prüfen, inwieweit Symbole — aber auch liturgische Stücke — von der Gemeinde als solche eigengesetzlichen Elemente empfunden werden, vielleicht weil sie im katholischen Kultus eine solche Rolle spielen. Hierin liegt wohl der sehr ernstzunehmende Kern der Ablehnung einer Sache als „katholisch“. Sie wird ihren Grund sehr oft in dem allgemeinen falschen, im Volksbewußtsein kaum auszurottenden Vorverständnis der betr. Elemente haben. Auf dieses unbedingt ernst zu nehmende Anliegen muß darum jede Änderung der Liturgie Rücksicht nehmen, wenn sie der Gemeinde nicht Ärgernis geben, d. h. sie zum Mißbrauch verleiten will. Eine nur inhaltlich-theologische Rechtfertigung ist zur Begründung einer Umgestaltung nicht ausreichend.

Es ist nicht der Sinn dieses Aufsatzes, eine vollständige Übersicht über die Probleme der Liturgie oder fertige Lösungen oder Vorschläge zu bieten. Er will nur dazu anregen, einen oft „vergessenen Faktor“ in der liturgischen Besinnung zur Geltung zu bringen. Die jeden Kultus ständig bedrohende Gefahr der Entartung ist heute keineswegs gegenstandslos. Sie unterhöhlt in Gestalt der „Doppelgeleisigkeit“ unser gesamtes gottesdienstliches und kirchliches Leben. Wer die Konsequenzen dieser Tatsache auch für die Gestaltung des Gottesdienstes nicht zieht, liefert die Gemeinde und die Kirche in grob fahrlässiger Weise der Gefahr weitreichender Fehlentwicklungen aus. Überwunden wird diese Not freilich nicht durch liturgische Arbeit, sondern durch vollmächtige, den ganzen Menschen erfassende Wortverkündigung.

Otto Braun.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Zur Frage der Mitarbeit der Gemeinde an den praktischen Aufgaben der Jugend- und Gefährdetenfürsorge

Im Gegensatz zur Zeit nach dem 1. Weltkrieg, in der es in allen Kreisen der Bevölkerung Menschen mit besonderer Aufgeschlossenheit für soziale, pädagogische und psychologische Fragen gab, ist es heute außerordentlich schwierig, Gemeindeglieder zum persönlichen Einsatz in der Jugendfürsorge zu gewinnen.

Die Jugendnot wird nicht gesehen, d. h. man erschrickt wohl vor dem Übermaß an „Verwahrlosung“, gegen die es keine Hilfe und keinen schützenden Damm zu geben scheint, aber man ist in einer Art Blindheit des Herzens nicht fähig, sie als Not zu sehen. Vor allem sieht die Gemeinde — bis hinein in die Kreise, denen es mit ihrem Christsein ernst ist — hier keinen Auftrag, keinen Ruf, der an jedes einzelne Gemeindeglied ergeht, in dieser Not seines Bruder Hüter zu sein.

Dieser Haltung gegenüber müßte die Verkündigung im Gottesdienst oft noch konkreter in die Lage des heutigen Menschen hinein sprechen. Es ist zudem die Frage, ob die Gemeinde im Gottesdienst und in ihren Bibelkreisen nicht viel nachdrücklicher als dies im allgemeinen geschieht, gerade ihrer gefährdeten Jugend in der Fürbitte gedenken sollte und gleichzeitig auch immer wieder darum bitten sollte, daß ihr

selbst „der Blick der Liebe, das rechte Wort und die helfende Tat“ für diese Jugend geschenkt werde.

Es fehlt aber auch an der praktischen Verkündigung, die nicht nur Sache des Pfarrers ist, sondern auch die seiner Ältesten (hoffentlich hat er nicht nur „Alte“ unter ihnen!), sowie der „Laien“, die sich in seinen Männer-, Frauen- und Jugendkreisen sammeln.

In diesen Kreisen besteht immer die Gefahr, daß sie selbstgenügsam werden, sich anregen und erbauen lassen und nicht daran denken, daß ihr Zusammenkommen, ihre Gemeinschaft auch Frucht bringen muß. Regelmäßiger Kirchenbesuch und Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen sind taube Früchte, wenn die tätige Liebe nicht auch sichtbar wird.

Es gibt wohl Gemeinden, in denen dem Pfarrer ein gut arbeitender Helferkreis zur Seite steht — zu dem nicht nur Frauen gehören sollten! — der Hausbesuche macht und in mancher seelischen Not ein Wort zu sagen, in wirtschaftlichen Notständen auch materielle Hilfe zu vermitteln weiß. Gegenüber der sittlichen Not aber, in der unsere Familien und ihre Kinder weithin stehen, gegenüber dem weiten Feld der Jugendverwahrlosung besteht eine große Ratlosigkeit. Vielleicht lähmt auch das übergroße Maß dieser Verwahrlosungserscheinungen und die Fülle der nicht mehr intakten Familien und der abgeglittenen Jugendlichen den Mut, gerade hier zuzugreifen.

Dazu kommt, daß wirklich nicht jeder „Laie“ (nun vom Standpunkt des Fürsorgers aus gesehen) in der Lage ist, die sozialen und psychologischen Hintergründe der Verwahrlosung in jedem Einzelfall zu übersehen und die fürsorgerischen Mittel zur Hilfe zu nehmen. Dazu hat ja die Kirche die sozialen Fachkräfte angestellt, dazu sind — wo es, wie auf dem Lande, solche kirchlichen Fachkräfte nicht gibt — auch die behördlichen Fürsorger und Fürsorgerinnen da.

Aber es ist auch umgekehrt so, daß diese fürsorgerischen Fachkräfte nicht alles „machen“ können. Da, wo es sich nicht darum handelt, ein Kind aus der es gefährdenden Umgebung herauszunehmen — und das wird man ja nur im äußersten Fall tun —, braucht es ein geduldiges, liebevolles Nachgehen, braucht es Menschen, die es verstehen, Vertrauen zu gewinnen, die bereit sind, ein solches Jugendschicksal auf ihr Herz zu nehmen und — beraten von der fürsorgerischen Fachkraft — ihm zurechtzuhelfen. Das kann so, wie es sein soll, im Grunde nur von Menschen geschehen, die in der Gemeinde wurzeln und versuchen auch dem ihnen vertrauten Kind das Erlebnis der Gemeinschaft zu vermitteln. Dies ist im allgemeinen das Gebiet der Schutzaufsicht.

Es gibt aber auch eine Reihe anderer, weniger problemreicher Aufgaben, denen sich die Gemeindeglieder in den Männer- und Frauenkreisen nicht entziehen sollten: z. B. die Übernahme einer Vormundschaft oder Pflegschaft, die Überwachung von Mündeln (Kindern wiederverheirateter Witwen). Hier liegt oft eine unmittelbare Gefährdung vor, aber doch vielfach eine besondere Schutzbedürftigkeit und es kann manchem Konflikt, mancher Fehlentwicklung vorgebeugt werden durch den freundschaftlichen Rat und die hilfreiche Anteilnahme eines Helfers aus der Gemeinde.

Das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz hat nicht umsonst die Mitarbeit der

„freien Wohlfahrtspflege“ und in ihr die Mitarbeit der „konfessionellen Verbände“ bei diesen Aufgaben vorgesehen. Der Gesetzgeber wußte, welche Kräfte aus diesen Kreisen einmal der Jugendhilfe zugeflossen sind. Sollten sie wirklich ganz verschüttet sein?

In Verbindung mit dem Pfarrer müssen daher Fürsorger und Fürsorgerinnen der Kirche — oder, wo solche nicht vorhanden sind, etwa geeignete Sozialarbeiter des öffentlichen Dienstes — in den Frauen- und Männerkreisen von dieser Arbeit erzählen, und zwar auf eine Weise, daß jeder der Anwesenden den Auftrag sieht, der hier an ihn ergeht, und daß einige von ihnen sich dadurch zu ganz persönlichem unmittelbarem Dienst gerufen fühlen. Die Kreise müssen allerdings spüren, daß ihrem Pfarrer an diesem Dienst wirklich gelegen ist und daß die betr. Fachkraft nicht nur gerufen wird, um einen „Abend zu füllen“. Vielleicht kann nach einiger Zeit dann ein zweites Zusammensein folgen, bei dem diejenigen, die sich nun wirklich ernsthaft zur Verfügung stellen wollen, schon mit ganz bestimmten Aufgaben betraut werden.

Die Ausrüstung dieser Helferschaft für ihre Arbeit wird am besten in gemeinsamen Aussprachen über die Freuden und Leiden geschehen, die sie in dem von ihnen übernommenen Dienst erleben. Immer wieder muß den Helfern — neben den notwendigen praktischen Hinweisen — gezeigt werden, daß und wie sie ohne viel Worte durch ihr Leben und ihre innere Haltung, durch das, was und wie sie an dem jungen Menschen und seiner Familie handeln, zu Verkündigern der frohen Botschaft werden. Nichts ist gefährlicher und zerstörender in dem Bezug zwischen Erzieher und Jugendlichem, als wenn moralisiert wird. Und nichts liegt — leider! — näher, als daß unsere „christlichen“ Helfer im Moralisieren stecken bleiben.

Die Ortsstellen der Inneren Mission (Gemeindedienste) haben — ebenso wie die entsprechenden kath. Stellen — z. Zt. geringen Erfolg, wenn sie sich auf die Suche nach Helfern begeben. Sie sind dabei ganz auf die Hilfe des Pfarrers angewiesen. Und diese Hilfe bleibt oft aus. Viele Pfarrer kennen die Menschen in ihrer Gemeinde nicht, an die man sich mit einem solchen Anliegen wenden könnte. Noch häufiger aber stößt man bei ihnen auf die Furcht, von ihren Gemeinden etwas zu verlangen. Fehlt es an Geld, so sehen sie nur den Sammlungs-Unfug und die wirtschaftliche Not ihrer Gemeindeglieder und wehren ab. Fehlt es an Menschen für den persönlichen Einsatz an einem Werk, so sehen sie nur die Überlastung der Hausfrauen und die Abgespanntheit der Berufstätigen. Sie wagen es vielfach nicht, zum Opfer aufzurufen und glauben nicht, daß die Gemeinde umso lebendiger wird, je mehr sie zum Opfer aufgerufen wird. Es ist doch das Geheimnis der echten Liebe, daß sie die Kräfte wachsen läßt in dem Maße, als diese verschenkt werden. Und daran sollte jeder Pfarrer seine Gemeinde teilnehmen lassen, vor allem aber die, die sich durch ihre Zugehörigkeit zu den Männer- und Frauenkreisen in besonderer Weise zur Kirche halten wollen. Was sich z. Zt. da und dort in den evang. Jugendkreisen regt an neuem Verantwortungsbewußtsein gegenüber den „Draußenstehenden“, mag uns hoffen lassen, daß die tragende Kraft der Gemeinde auch in den anderen Kreisen für unsere gefährdeten Kinder und Jugendlichen wieder lebendig wird.

Dr. Annemarie Fraenkel.

Spannung zwischen den Geschlechtern und Generationen

Dieses Thema war der Leitfaden einer Woche für Hausfrauen, die vom 23. bis 30. August in der Evangelischen Akademie zu Herrenalb durchgeführt wurde. Unsere Zeit ist in besonderem Maße voll dieser Spannung und deshalb so notvoll. Nach der Lösung suchen viele und es sind die Suchenden zumeist die Frauen, weil in ihrem Leben diese Spannung weittragende Folgen hat. Das zeigte die starke Beteiligung an der Woche und die Aufgeschlossenheit der Teilnehmerinnen für die geistliche Lösung der in Frage stehenden Probleme des Themas.

Es herrscht viel Unsicherheit über den Sinn der Ehe in unseren Tagen und das führt zu Spannungen aller Art zwischen den Geschlechtern. Fräulein Dr. Lotte Wolff aus Heidelberg zeigte aus der Schau und den Erfahrungen der Ärztin heraus, daß die Ehe eine selbständige Lebensordnung ist und nicht erst in den Kindern Sinn und Erfüllung findet. Aber die Erfüllung besteht nicht in der Befriedigung sinnlicher Lust, so daß die Ehe ein Freibrief wäre für zuchtlose Sinnlichkeit, sondern im restlosen Aufgehen des einen Ehepartners im andern. Das hat dann auch die Gemeinschaft im geistigen Leben der Ehe zur Folge und das Zueinanderstehen im Lebenskampf. Voraussetzung solcher Ehe ist die richtige und sorgfältige Gattenwahl. Mit allem Ernst warnte die Ärztin vor der Heirat aus plötzlich aufwallender Leidenschaft oder aus einer verliebten Laune heraus, da man einen Teil des Partners, aber ihn nicht in seiner Gesamtheit liebt. In der Ehe entstehen dann Spannungen, die eine Reihe von Ehenöten zur Folge haben. Glückliche Ehe kann nur errungen werden, wenn die beiden Ehegatten sich in gegenseitigem Vertrauen aussprechen, was sie als Störung ihrer ehelichen Gemeinschaft erkannt haben.

Der zweite Vortrag, von Dr. Friedrich Schauer, dem Leiter der Akademie, vertiefte die ärztliche Sicht der Ehe durch die biblische. Die Ehe ist eine schöpfungsmäßige Ordnung Gottes. Gott schuf den Menschen als Mann und Frau und bestimmte sie füreinander zur Ehe. Der Mann bekam vom Schöpfer den Weltordnungsauftrag. Die Frau ist ihm zur Ergänzung an die Seite gestellt. Aber durch den Sündenfall, der als ein Sündenfall von Eheleuten geschildert ist, unterstellt sich der Mensch nicht mehr der Ordnung Gottes. Das Auflehnen gegen dieselbe hat alle die Erscheinungen der Eheschwierigkeiten und die verschobenen Verhältnisse zwischen den Geschlechtern zur Folge. Abhilfe schafft nur die Beugung unter die schöpfungsmäßige Ordnung. So kommt es zur gesegneten christlichen Ehe. Christliche Eheleute wissen um das Geheimnis der Ehe, daß in ihr der Begriff Kirche veranschaulicht wird. Geben und Vergeben ist Gabe und Aufgabe christlicher Ehe. Sie ist zugleich Vorwegnahme der Vereinigung mit Gott und weiß deshalb in aller Mangelhaftigkeit dieser Welt um ihre Vollendung in der kommenden.

Die Verantwortung der Frau, die sich aus der biblischen Sicht der Ehe ergibt, zeigte der Vortrag des dritten Tages auf. Hilde Schneider stellte die christliche Ehe in den Alltag hinein, der sie mit seiner heutigen Belastung und Not zu zersprengen droht. Hilfe dagegen ist wiederum der Gehorsam gegen Gottes Wort und die Liebe, die alles hofft, alles trägt, alles leidet und erduldet. Aus dieser Liebe heraus formt

die Frau den Geist ihres Hauses und wirkt damit entscheidend auch auf die Kinder ein.

Die Beziehung zu den Kindern rollte endgültig der Vortrag von Pfarrer Joachim Stein aus Karlsruhe auf. Die lebhafteste Aussprache bewies, mit wie vielen Erziehungsproblemen heute alle Eltern ringen müssen. Der Vortrag griff diese Probleme aus der Praxis heraus an und gab praktische Ratschläge der Erziehung in den verschiedenen Entwicklungsstufen.

Dr. Schauer vertiefte im letzten Vortrag die Praxis der Erziehung. Er stellte die Spannung zwischen den Generationen als zu allen Zeiten bestehend dar. Heute ist diese Spannung noch viel größer, denn eine Umschichtung der Zeitalter ist eingetreten. Der Vortragende forderte von der älteren Generation jene Weisheit des Alters, welche die jüngere Generation in ihrer anders gearteten Denkweise zu verstehen und durch Helfen und Raten in Liebe auf sie einzuwirken versucht. Vor allem aber wird das Vorbild gefordert. Und hierzu ist jede Frau, auch wenn sie nicht zu eigener Mutterschaft gelangt ist, aufgerufen.

So hatte sich der Ring geschlossen um alle Frauen, die in Herrenalb zusammen gekommen waren, um die Alten und Jungen, um die Verheirateten und Nichtverheirateten, um die Bräute und die Witwen, um die Mutter und die Lehrerin, um die einheimische Frau und um die, die aus der Fremde hergekommen ist. Die kurzen Berichte, die bei der Vorstellung die einzelnen Teilnehmerinnen über ihr Leben und Schicksal gaben, waren ein Querschnitt durch das große Leid unserer Zeit. Wieviele Lasten ließen die meisten hinter sich! Aber sie fanden sich zu einer schönen Gemeinschaft zusammen im Gebet, in Bibelarbeit, in Vorträgen, in Aussprachen, beim Singen. Möge in ihrem Alltag nun sichtbar werden, daß die Woche in der Akademie Helferin im Lebenskampf sein durfte.

Hilde Schneider.

Buchbesprechungen

Glaube und Forschung. Vorträge und Abhandlungen der Evang. Akademie Christophorus-Stift. In Verbindung mit Karl Lücking und Hans Stier herausgegeben von Günther Howe. 1. Folge. C. Bertelsmann Verlag Gütersloh (1949) 149 S. DM 3.50.

Unser badischer Landsmann Prof. Dr. D. Friedrich Karl Schumann, der Leiter der westfälischen Evang. Akademie in Hemer, hat diese erste Veröffentlichung bevorwortet mit klugen grundsätzlichen Ausführungen über die Aufgabe der Kirche z. B. in den heutigen Fragen des Rechts und der naturwissenschaftlich bestimmten Weltanschauung. Auch der erste der vier Aufsätze „Zur Überwindung des Säkularismus in der Wissenschaft“ ist von D. Schumann. Er ist mit das Beste, was ich zum Problem des Säkularismus bisher gelesen habe. Den Nachweis, daß er als christliche „Häresie“ entstand, halte ich für gelungen. Luther ist unschuldig an ihm; er hielt auf scharfe Trennung zwischen Geistlichem und Weltlichem. Erst die schwarmgeistige-spiritualistische Verdrehung des Verhältnisses von Schöpfer und Geschöpf lenkte aufs falsche Gleis, zum deutschen Idealismus und zur Autarkie der Naturwissenschaft. Überwindung des S. nicht durch christliche Propagierung des Irrationalismus oder

eine christl. Programmwissenschaft oder christl. Gnosis, sondern durch gründliche Klärung der falschen Wege und den Erweis der Möglichkeit christl. Forschertums. — Den zweiten Beitrag lieferte Ob.Kons.Rat Dr. Söhngen: „Die Erneuerungskräfte der Kirchenmusik unserer Tage“. Von bestunterrichtetem Standpunkt gibt er einen vor allem geschichtlichen gut orientierenden Überblick über Einst und Jetzt bis zum Aufstieg, wie ihn im letzten Jahrhundert das Zusammenspiel vieler Kräfte angebahnt hat: Rückkehr zu Luther, liturgische Erneuerungsbewegung, Wandel in der Auffassung der Musik oder Lebensmacht, Singbewegung, Chorgemeinschaften, Orgelbewegung, neue Standwerdung des Kirchenmusiklers, Karl Straube und seine Schule, die jungen Komponisten seit 1925 (Davis, Popping, Distler, Michaelsen, Degen usw.). Das neue Kirchenlied — Kirchenmusik als Aufgabe der Kirche. — Der naturwissenschaftliche Mitarbeiter am Christophorus-Stift, Dr. Howe, bringt den schon früher in der „Evang. Theologie“ veröffentlichten Aufsatz „Vorbemerkungen zum Gespräch zwischen Theologie und Physik“. Mit der gründlichen Sachkenntnis auf beiden Gebieten und erfreulicher Sachlichkeit zeichnet er die Gesprächspartner, ihre beiderseitigen Vorbehalte, die apologetische Lage, die Kirche als Ort der Begegnung, den gegenseitigen Dienst beider. — Im letzten Aufsatz schreibt Prof. Dr. Müller-Armack „Über die Macht des Glaubens in der Geschichte (Stufen religionssoziologischer Forschung)“. Er gibt einen gut orientierten Rück- und Überblick über die u. a. von E. Troeltsch und Max Weber inaugurierte soziologische Forschung, zeichnet die wirtschaftlichen und religionspolitischen Kräfte in der Geschichte und ist überzeugt, daß „auch vor der kritisch-wissenschaftlichen Methode der Weltaspekt des Säkularismus dahinschwinde“, weil das 19. Jahrhundert in seinen Täuschungen über die Religion als geschichtlichen Restbestand durchschaut ist.

D. Karl Bender.

W. Schäble: Um Taufe und Glauben. Ein Beitrag zur christlichen Lehr- und Lebenseinheit im Zeichen der Taufe. Evang. Verlag Emil Müller, Wuppertal. 1949. 40 S. geh. DM 1.30.

Der Evangelist Schäble-Wermelskirchen (Rhld.) ruft hier „ad fontes“ zum „einfältigen“ Schriftverständnis unter bewußter Beiseitstellung der überlieferten Tauflehren, zur „Christustaufe“ und „Evangeliumstaufe“, deren Bedingung der Glaube ist, frei von „mechanisch-magischer oder medial-mystischer Dinglichkeit, Zeichenhaftigkeit und Heiligkeit . . . nach Joh. 6, 63“. Kindertaufe sei an sich berechtigt, aber nur dann, wenn Eltern und Erzieher „wirklich gläubig“ sind. Klein- und Großtaufe müssen von jeder „leeren Sakramentfrömmigkeit“ sich fern halten. Der Hl. Geist ist an das Taufzeichen nicht gebunden. Das Wort Tit. 3, 5 vom „Bad der Wiedergeburt“ bezieht sich in keiner Weise auf die Taufe. Die baptistische Tauflehre von der Untertauchung als allein biblisch ist einseitige Dogmatisierung. Über der unterschiedlichen Tauflehre muß der geistgeborene Glaube stehen; denn es geht um „glaubensfruchtbare, evangeliumsmündige Gemeinden, die in vorgerückter Weltstunde zur vollen biblischen Einheit und Freiheit durchbrechen“. — Als theologisch unzulänglich muß bei aller biblischen Erkenntnis in Einzelpunkten diese doch sehr apodiktische Tauflehre beurteilt werden.

D. Karl Bender.

Aus dem Verlag der Missionshandlung Hermannsburg:
Winfried Wickert: **Und die Vögel des Himmels wohnen unter seinen Zweigen**, Hundert Jahre Bauernmission in Südafrika, 396 Seiten, 32 Bilder, geb. DM 6.80 (zur Hundertjahrfeier 1949).

Wie sich die kleine Mission der Lüneburger Heide — das bescheidene Bäumchen, das Ludwig Harms zu pflanzen begann — über vier Erdteile verbreiten konnte und zum Baume wurde, das beschreibt diese in Gemeinschaft mit vielen Mitarbeitern der Hermannsburg Mission durch ihren Auslandsdirektor Wickert herausgegebene umfangreiche, sehr schön ausgestattete Denkschrift zur Hundertjahrfeier der Missionsanstalt zu Hermannsburg.

Die Darstellung ist für die Missionsgemeinde von Hermannsburg ein großes Geschenk. Von den Anfängen der Hermannsburg Mission bis zur Beschreibung der heutigen Missionsarbeit in Natal und Transvaal und deren Bedeutung für Vergangenheit und Zukunft im aufstrebenden Südafrika führt das Buch den Leser und läßt ihn dabei dauernd die brennenden Gegenwartsprobleme sehen. Daß die praktischen Erfahrungen der Missionare reichlich zu Wort kommen, erhöht den Wert des Buches, durch das jene starke Zuversicht hindurchweht, die einst die Väter der Hermannsburg Mission das Werk beginnen ließ.

Dietrich Wassmann: **Der Durchbruch des Evangeliums im Gallaland**. Ereignisse und Erlebnisse nach dem italienisch-abessinischen Krieg 1936—1941. 1948, 132 Seiten, brosch. DM 3.—.

Missionar Wassmann erzählt hier ein weithin unbekanntes Kapitel evangelischer Missionsgeschichte aus dem alten Abessinien, in dem der Durchbruch des Wortes Gottes ganz im Mittelpunkt steht. Das Ganze ist so packend erzählt, daß man z. B. für Missionsstunden ausgezeichnetes Material an die Hand bekommt. Es ist ohne Frage eines der besten Missionsbücher der Gegenwart über die uns Deutschen besonders nahe liegende abessinische Missionsarbeit. „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott“ — wenn man diesen Bericht gelesen hat, scheint diese Zeit wirklich jetzt gekommen zu sein.

Johann Brammer: **Ludwig Harms** — der Vater der Hermannsburg Mission. 1949, 48 Seiten, kart. DM 0.80.

Das Bild des Gründers der Hermannsburg Mission, des Erweckungspredigers der Lüneburger Heide, dessen kleines Segelschiff „Kandaze“ den Segen jener Erweckung bis zu fernsten Völkern trug, ersteht hier lebensvoll. Man kann sich gut denken, daß durch dieses sachliche Lebensbild (wie wenige sind das wirklich!) auch die Jugend angesprochen werden kann.

Zwei Missionshefte von Missionar Dietrich Wassmann: **Aschana — der Sohn der Zauberin** (16 Seiten) und **Der Ziegenjunge von Aira** (20 Seiten) je DM 0.30.

Lebensvoll erzählen diese Hefte von der Hermannsburg Mission in Abessinien in zwei sehr eindrucklichen Einzelbildern, die geschaffen sind, unserer Jugend in die Hand gegeben zu werden. Viele Missionsheftchen leiden darunter, daß sie „zu alte Geschichtchen“ er-

zählen. Hier wird ganz aus der Gegenwart erzählt, wie Gott auch heute einen im Zauberglauben aufwachsenden Buben und einen kleinen Ziegenhirten auswählt, um als Pastoren ihren Landsleuten das Evangelium zu sagen.
Lic. Max Loeser.

Kirchengesänge in Verbindung mit der Kirchenagende herausgegeben im Auftrag der liturgischen Ausschüsse von Rheinland und Westfalen, Gütersloh 1949, ca. 150 S., Zweifarbendruck. Kart. DM 1,70, Halb-leinen DM 2,40.

Aus der Ordnung des Gottesdienstes. — bis 10 Stück je DM 0,12.

Die „Kirchengesänge“, die nicht als Notgesangbuch gedacht sind und erst recht nicht das Heimatgesangbuch ersetzen sollen, enthalten in 72 Liedern den Kern des Kanons der Graduallieder, d. h. der Lieder, die wie Evangelium und Epistel zu einem bestimmten Gottesdienst gehören. Dazu kommen Lieder zum Eingang — Lieder vor der Predigt — Lieder nach dem Kanzelsegnen — Lieder zum Dankopfer — Lieder zum Hl. Abendmahl und Lieder zur Liturgie. Eine übersichtliche Ordnung des Gottesdienstes entsprechend der „Kirchenagende“ ist nach einer Einführung beigefügt.

Das Büchlein will die wichtigsten Melodien der Sonntagslieder, melodisch der Agende angepaßt, den Gemeinden zugänglich machen. Wo kleinere oder größere Kreise sich in unseren Gemeinden um die Erneuerung des Gottesdienstes bemühen, wird man die Kirchengesänge dankbar begrüßen, bis wir endlich das einheitliche Gesangbuch der EKD. haben werden.

Die „Ordnung des Gottesdienstes“ ist in einem handlichen Format zur Einlage in das Gesangbuch bestimmt und soll dazu helfen, im Gottesdienst recht mitzusingen und mitzubeten.
L. Dreher.

Carl Stange, **Der Johanneische Typus der Heilslehre Luthers.** Verlag Bertelsmann, Gütersloh. 53 S. DM 2.40.

Unter dem mitgeteilten Titel sind drei Aufsätze zusammengefaßt. Der erste gibt in knapper Skizzierung einen Durchblick durch die Kritik an der Rechtfertigungslehre von der römischen Theologie bis zu Wilhelm Dilthey. Der zweite Aufsatz „Zur Exegese der Rechtfertigungslehre Luthers“ geht der Frage nach, ob Luther sein neues Verständnis von Röm. 1, 17 mit dem Durchbruch seiner reformatorischen Erkenntnis gleichsetzen wollte, und kommt zu dem Ergebnis, daß die Erkenntnis, daß wir nicht durch Werke, sondern durch den Glauben an Christus gerecht werden, Luther nicht durch Römer 1, 17, sondern im Fortgange seiner unablässigen Beschäftigung mit der ganzen Schrift zuteil geworden ist. Darum geht es auch in dem letzten Aufsatz: „Die Heilslehre Luthers“: Luther hatte ein Verständnis des Evangeliums erreicht, das die Motive der mittelalterlichen Frömmigkeit weit hinter sich läßt. Das ist nicht in seiner Deutung von Römer 1, 17 begründet, „sondern seinem unermüdlichen und tiefdringenden Studium der ganzen Heiligen Schrift“ zu verdanken. „Dabei sind für ihn die Johanneischen Schriften von besonderer Bedeutung gewesen.“ Von da aus entfaltet C. Stange sein abschließendes Ergebnis, das „ohne polemische Abzweckung der positive Inhalt der Heilslehre Luthers“ in dem „Glauben an den zu uns gesandten Sohn Gottes“ besteht.

Deutsches Kindergesangbuch, herausgegeben von Johannes Zauleck.

Der Rufer-Verlag hat (in 21. Auflage) das Deutsche Kindergesangbuch von Johannes Zauleck wieder herausgebracht. Es ist ein hübsches Bändchen in friedensmäßiger Ausstattung mit 385 Liedern und reichem Bildschmuck. Jeder der 23 Abschnitte des Gesangbuches wird eröffnet mit einem Bild von Rudolf Schäfer. Die Lieder setzen sich zusammen einesteils aus Kernliedern des evang. Liedgutes (ca. 180 Nummern hat das Büchlein mit dem kommenden „Evang. Kirchengesangbuch“ gemeinsam), andernteils aus Liedern, die besonders dem kindlichen Verständnis entsprechen, darunter alte, gern gesungene Weihnachtslieder.

Einige Fragen aber erheben sich: Dem Büchlein fehlt der Notensatz. Woher nehmen unsere Kindergottesdienstleiter und Organisten die Kenntnis der Melodien? Gibt es eine Melodienausgabe etwa mit Orgelsatz? Mit dieser Frage steht und fällt die Verwendbarkeit des Büchleins. Was helfen uns die schönsten kindertümlichen Texte, wenn sie nicht gesungen werden können?

Schwerwiegend ist auch noch ein anderes Bedenken: Wir erwarten in Bälde das Einheitsgesangbuch der deutschen evangelischen Christenheit. Auch die Kindergemeinde soll in dem kommenden Gesangbuch heimisch werden, wird das aber nicht in bedenklicher Weise erschwert, wenn sie ihr eigenes Gesangbuch hat? Soll sie das Einheitsgesangbuch lediglich im Religionsunterricht benutzen, aber ausgerechnet da nicht, wo es in erster Linie hereingehört: in ihrem sonntäglichen Gottesdienst?

Das sind Fragen, die bei einer etwaigen Benutzung des Büchleins gestellt und erwogen werden müssen. Ich wage sie nicht ohne weiteres zu entscheiden. Denn ich verhehle mir andererseits nicht, daß ein Kindergesangbuch wie das vorliegende tatsächlich eine Lücke ausfüllt. Das Einheitsgesangbuch nimmt auf die Belange der Kinder keine Rücksicht und kann es auch nicht. Die badische Gesangbuchkommission hat deshalb in den Entwurf des landeskirchlichen Anhangs einige der besten Kinderlieder aus dem alten badischen Anhang für Kindergottesdienste hereingenommen, ist sich aber darüber klar, daß damit die Lücke nicht ausgefüllt ist, andererseits aber eine Vermehrung der Kinderlieder um eine größere Zahl aus grundsätzlichen und technischen Gründen (Umfang!) nicht möglich ist. Jedenfalls wäre es schade, wenn viele der schönen Kinderlieder, wie sie das Zauleck'sche Kindergesangbuch bietet, von unserer Kindergemeinde nicht mehr gesungen würden, weil sie in keinem Gesangbuch mehr vorkommen.

Rudolf Zöbeley, Baiertal

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Pfarrer Rudolf Bö singer, (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Pfarrer Otto Braun (17a) Reilingen ü. Schwetzingen, Hauptstraße 25
Pfarrer Ludwig Dreher (17 b) Freiburg/Br., Burgunder Straße 3
Dr. Annemarie Fraenkel (17a) Heidelberg, Bachstraße 29
Frau Pfarrer Hilde Schneider (17a) Karlsruhe/Baden, Bunsenstr. 14
Pfarrer Oskar Sütterlin (17a) Mühlbach bei Eppingen
Pfarrer Herbert Unholtz (17a) Wiesloch bei Heidelberg, Alte Pfarrei

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O.
Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 850.